**Zeitschrift:** Wissen und Leben
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft
**Band:** 4 (1909)

**Artikel:** Jenseits des Simplon (Sprachliches und Volkskundliches)
**Autor:** Jaberg, K.
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-749398

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 13.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

er wird bei der Ungebundenheit im Wesen der Helden und bei ihrer stürmischen Redeweise nicht sehr stark empfunden. Der Reim ist vorzüglich und der hier so spröden Mundart mit Kunst abgewonnen.

Natürlich übt der Freudentaumel in der Poesie Lienerts seinen Rückschlag aus. Bittere, oft verzweifelte Lebensauffassungen, Vergänglichkeitsklagen kommen zum Ausdruck. Die Lienertschen Helden sind zu aufgeweckt, zu scharfäugig, um den Jammer des Weltlaufs zu übersehen. Beim Dichter tritt noch dazu das Mitleid und die weiche Güte, welche den Menschen zum Kampfe gegen den Weltschmerz waffenlos macht. Sowohl der Dichter wie auch seine Helden überwinden ihre dunkeln Stunden rasch: sie erholen sich beim ersten besten warmen Sonnenblick. Sie sind hoffnungstüchtig und bezeugen es mit nicht zu ermüdender Innigkeit.

Neben ihrer poetischen Schönheit ist es ihre liebenswürdige ethische Beschaffenheit, welche bewirkt, dass, wo immer die Dichtung Meinrad Lienerts zur Sprache komme, die Mienen sich erhellen.

ZÜRICH ANNA FIERZ

# JENSEITS DES SIMPLON (SPRACHLICHES UND VOLKSKUNDLICHES)

## CALASCA

Die Colma, die man mir in S. Pietro als prächtigen Aussichtspunkt gerühmt, ist ein freies Weidenplateau auf der Höhe des Bergzuges, der das Antronatal von dem südlich davon gelegenen Anzascatal trennt. Leider waren ringsum die Bergspitzen in Nebel gehüllt, als ich nach mühsamem Aufstieg — ich hatte den Fussweg verloren und war einem steilen Flussbett nachgeklettert — die freie Höhe erreichte. So beeilte ich mich denn,

nach Süden abzusteigen. Durch Wald und Weiden, an leerstehenden Ställen vorbei, gelangte ich nach Olino, einem kleinen Dörfchen, aus dessen Gässchengewirr mir ein freundlicher junger Mann heraushalf. Kaum war ich aber ein paar Minuten dem kleinen Fussweg nachgegangen, der mich nach Calasca hinführen sollte, so hatte ich ihn wieder verloren und sah mich mitten im bebauten Land: Fruchtbäume, Pflaumen und Birnen wechselten mit den hier oben allerdings noch recht kümmerlichen Reben. Dazwischen Kastanien und Nussbäume wie im Antronatal. Ich musste über ein paar mannshohe Absätze hinunterklettern — der Terrassenbau ist bei diesem Maurervolk die Regel —, bis ich wieder eine Art Fussweg fand. Es ist selbst mit detaillierten Karten in den italienischen Alpentälern oft recht schwer, sich zurechtzufinden, da gute Strassen und Wege rar sind. Das hängt mit einer Eigenschaft zusammen, die mir oft an dem modernen Italiener aufgefallen ist. Es fehlt ihm das Verständnis für die soziale Arbeit. Wohl kommt es vor, dass einzelne für die Allgemeinheit Opfer bringen; so habe ich, allerdings nur in dem reicheren Cervo- und im Sesiatal, wiederholt Inschriften gelesen, wie etwa diese, die zwischen Varallo und Civiasco an einem Brunnen steht:

FRANCO DURIO FU PIETRO GIUSEPPE
SINDACO DI CIVIASCO
PER L'UTILE DEI SUOI PATRIOTI
HA APERTO A PROPRIE SPESE
E DIRETTO LA PRESENTE STRADA
NEL MDCCCIL

Das Bedürfnis nach persönlichem Nachruhm spielt aber dabei eine recht bedeutende Rolle; es mag hie und da sogar das Hauptmotiv öffentlicher Wohltätigkeit sein. Dass die Bewohner einer Gemeinde oder eines Tals sich zusammentun, um mit Energie und Aufopferung ein Werk, das dem gemeinen Wohle dienen soll, durchzuführen, das kommt selten vor. Dafür ist der nur auf das Nächste gerichtete Egoismus zu gross. So ist es möglich, dass ein fashionabler Kurort wie Macugnaga noch keinen eigenen Postdienst hat und dass man auf die Gefälligkeit des Gastwirtes zum „Belvedere“ angewiesen ist, der den andern Hotels auf der Strasse die Kunden abspenstig zu machen sucht und, wenn sie nicht auf den Leim gehen, die Spedition ihrer Postsachen ver-

weigert. An allen Mißständen ist nach der Auffassung des Mannes aus dem Volke in Italien die Regierung schuld, *„il Governo"!* Was er sich unter diesem mit Zorn, Verachtung, Ironie oder Resignation ausgesprochenen Worte vorstellt, wäre wohl schwer zu sagen; es ist ein ausserhalb des Staates stehendes Wesen, eine Art böser Gottheit, die alles könnte und nur nicht will. Letztes Jahr wanderte ich auf der Landstrasse, von Norden kommend, nach Spezia. Unterwegs gesellte sich ein gesprächiger Mann in den Dreissiger Jahren zu mir; seines Zeichens war er Mechaniker; er hatte aber als Zirkusreiter ganz Europa und Amerika durchstreift. Eben waren wir auf der Höhe angekommen, wo wir das Meer in der Ferne mit dem Himmel verfliessen und zahllose Masten in den verklärenden Abendschimmer ragen sahen. Rechts oben die Festungen, die den Kriegshafen beschützen. Das brachte uns aufs Militär. Ich sehe meinen beredten Begleiter noch deutlich vor mir, wie er die Fäuste ballte und eine wütende Anklagerede hielt gegen den bösen Geist, der sich *governo* nennt: Du, Regierung, du nimmst mir meine Söhne und was gibst du mir dafür? Du, Regierung, du nährst dich von meinem Geld und meinem Blute — und was tust du für die Erziehung meiner Kinder? . . .

Das ist die Frucht des Absolutismus, der jahrhundertelang auf diesem Lande gelastet und jede Initiative, die von unten kam, erdrückt hat. Es ist aber auch ein Ausfluss des naiven Egoismus, der nicht begreifen will, dass einem „gib mir" ein „ich gebe" vorausgehen muss. So ist der Staat auch für die italienischen Beamten der feindliche Prinzipal, für den man arbeitet, weil man muss, nicht weil man es als seine Pflicht erachtet. Eine ganz ähnliche Auffassung der Pflichten gegenüber einer Gesellschaft äusserte sich in der Bemerkung eines Arbeiters, dessen Bekanntschaft ich in Calasca machte: er sei bei der Kanalgesellschaft drunten im Tal angestellt; er arbeite da nicht allzu fleissig; ja, wenn's ein armer Teufel wäre, dann wär's etwas anderes!

Gegen Mittag erreichte ich glücklich Vigino, einen Weiler, der zur Gemeinde Calasca gehört. Da Regen drohte, trat ich in eine einfache Osteria ein. In der Wirtsstube und auf einer geschützten Holzlaube war der Tisch gedeckt. Im Tal unten knallten Böllerschüsse; man sah einen schwarzen Zug sich nach einer Kapelle bewegen, voraus weisse Chorhemden; es war Festtag,

und der Wirt erwartete Gäste. Ein Grund für mich, mein Mittagessen etwas länger auszudehnen. Bald füllten sich Laube und Wirtsstube mit Männern, Frauen und Kindern, und ich hatte Gelegenheit, an einer jungen, frischen Frau die hübsche Tracht des Anzascatales mit der charakteristischen blauen Schürze zu studieren. Sehr feierlich sieht der lange, reiche, vorn offene Mantel aus, den die Frauen beim Kirchgang tragen.

Ich erfuhr, dass die ganze Gesellschaft, die in Erwartung des Festmahls lustig durcheinander schwatzte, eine einzige Familie bildete, Grosseltern, Kinder, Schwiegersöhne, Schwiegertöchter und Grosskinder. Mir gegenüber setzte sich der noch recht bewegliche, schieläugige Grosspapa mit einem Knaben und zwei Töchtern. Vor ihnen stellte der Wirt, selbst ein Glied der Familie, auf vier Tellern vier gelbe Risottoberge auf. „Porta da bewa!“ (bring zu trinken) rief der Alte ungeduldig dem Sohne zu, „und vergiss die Löffel nicht“, fügte die Tochter bei. Als endlich die Löffel angelangt waren und ein dickbäuchiger Fiasco auf dem Tische stand, da hob ein emsiges Schweigen und ein behagliches Schmatzen an. Der Alte war zuerst fertig mit seiner Riesenportion. So blieb ihm Zeit, bei seinen Töchtern mitzuarbeiten. Und als der Kampf zu Ende war, wischte man sich den Mund am Tischtuch ab. Nur die eine Tochter war säuberlicher — sie bat mich um meine Serviette, die ich ihr galant überreichte. Fleisch sieht man nicht alle Tage. Als drum ein fetter Schweinskopf aufgestellt wurde, stand der Grossvater wichtig auf und zerlegte eifrig den leckeren Bissen; dabei rückte der Teller unbemerkt dem Tischrande zu; plötzlich kippte er um und verschwand samt Inhalt unter dem Tisch. Nun fluchte der Alte recht unsanft seine beiden Töchter an: Konnten die ihr Fleisch nicht selber zerlegen? Musste er, der Alte, sich für die ganze Familie aufopfern? Doch bald legte sich der Sturm; das Fleisch wurde in Sicherheit gebracht und die Scherben warf man über die Balustrade hinaus. Ihnen folgten die benagten Knochen. Die gute Laune kehrte bald zurück; Die Gläser wurden von neuem gefüllt; ob ich wollte oder nicht, ich musste mithalten. Und als der Fiasco bald zu Ende war, setzte ihn die fröhliche Grossmama, die bei der Bedienung mitgeholfen und stehend gegessen hatte, lachend an den Mund und trank, bis das letzte Tröpfchen verschwunden war.

# MACUGNAGA

Wenn man zu oberst im Anzascatal, zwischen Campioli und Pestarena, in einer von der Anza gegrabenen Schlucht einen gewaltigen Talriegel durchquert hat, auf dem beschwörend ein hohes Kreuz dem Wanderer Halt zu gebieten scheint, der in die Geheimnisse der Bergwelt eindringen möchte, dann öffnet sich ein weiter Talboden, und auf einem grünen Abhang, dem Ausgang der Schlucht gegenüber, erblickt man ein Dörfchen aus braunen Holzhäusern. Es ist, als ob ein Stück Heimat den Schweizer grüsste. Schon von Pontegrande an, in Vanzone, in Borgone, in Ceppomorelli ist uns gewesen, als ob wir da und dort ein bekanntes Gesicht, als ob wir deutsche Züge sähen. Jetzt stehen wir auf deutschem Boden: Macugnaga ist eine Walliserkolonie im Süden des Monte Rosa, die schon im dreizehnten Jahrhundert nachgewiesen ist. Dank seiner Abgeschlossenheit, dank der stets aufrecht erhaltenen Verbindung mit dem Mutterlande, dank vor allem wohl dem „Morghen", jenem verkehrsfeindlichen Talriegel, hat sich hier das Deutschtum bis zum heutigen Tage erhalten. Freilich, lange wird's nicht mehr gehen, so wird es verschwunden sein. Mit dem Bau der Strasse von Ceppomorelli nach Macugnaga war sein Untergang besiegelt. Erst an dem Gletscher, der bis ins Tal hinunterreicht, wird der Siegeszug des Italienischen Halt machen. Mit der Strasse kamen die Fremden, die stolzen Berge zu bewundern, die in grossartigem Halbrund, vom Grün der Matten zum ewigen Schnee aufsteigend, dieses wundersame Tal abschliessen. Punta Gnifetti, Zumsteinspitze, Dufourspitze, Nordend, Cima di Jazzi, Neuweissthor, das sind die Berge, die hier eine dreitausend Meter hohe, scheinbar unüberwindliche Mauer bilden. Klingt es nicht unglaublich, dass ein Völklein über diese Mauer hin sechshundert Jahre lang den Zusammenhang mit seinen Stammesbrüdern aufrecht erhielt; gibt das nicht dem Kosmopoliten zu denken?

Jetzt freilich ersteht Hotel neben Hotel, und das Deutschtum sieht sich in den obersten Weiler, Zer Tannu, zurückgedrängt. Bald wird auch dieses bloss mehr Pecetto heissen. Das Vordringen der Romanen äussert sich auch im Häuserbau. Die Wohnhäuser von Pestarena sind alle aus Stein gebaut. Dazwischen

liegen aber als Zeugen vergangener Zeiten ein paar Blockhäuser, die als Speicher dienen. In Borca, eine halbe Stunde weiter oben, sieht man unter den Steinhäusern die ersten hölzernen Wohnhäuser, die freilich durch einen farbigen Anstrich verhunzt worden sind; das Übergewicht erlangen sie erst bei der Hotelgruppe von Staffa und in Pecetto. Am letztern Ort bewundert man ein grosses, dunkelbraunes, hölzernes Wohnhaus, an dem Spalierbäume lustig emporklettern. Auf jeder Seite aber — ein Symbol der Vereinigung deutschen und romanischen Wesens — lehnt sich ein weissgetünchter, steinerner Anbau an das alte Haus.

Hier wohnt der Gemeindeammann von Macugnaga, Herr Pala, an den ich empfohlen war. Es war morgens zwischen 9 und 10 Uhr, als ich die kleine Steintreppe hinaufstieg und an die massive Haustüre klopfte. Eine junge Frau hiess mich eintreten; die konnte ihren Ursprung nicht verleugnen: Heitere blaue Kinderaugen lachten mich an, und über die Stirne (*ds ändi* im Macugnagerdialekt) fielen ein paar widerspenstige hellblonde Locken. Dazu ein auffallend zarter, heller Teint. Das war Germanentum, wie man sich's reiner nicht wünschen konnte. Ein bisschen Mühe hatten wir schon, uns zu verstehen. Mir klangen die Laute der mittelalterlichen Dorfsprache gar sonderbar, und Frau Pala ging es mit meinem Berndeutsch ebenso. Sie hätte wohl lieber italienisch („wältsch" oder „iteliänig") gesprochen, wenn ich mich nicht so gar sehr für ihr „Ditsch" interessiert hätte. Ohne ein bisschen Zudringlichkeit geht's nun einmal nicht ab, wenn man sprachliche Studien machen will; so machte ich mich gleich dahinter, die Frau Gemeindeammann über alles Mögliche auszufragen. Da vernahm ich die merkwürdigsten Dinge: dass die Hosen noch mit dem mittelhochdeutschen Wort *bruoch* (Mac. *bröx*[1]) bezeichnet werden, dass man dagegen unter „Hosen" *(chôse)* Strümpfe versteht, dass die grosse Zehe *der gruəss ziəw*[2]) und ein Fingerring ein *fingerli* ist, dass der Onkel *etru* und die Tante *müma* heisst, dass man mit dem *firminangt* (Zündhölzchen) auf der *trächu* (Herd) *ds fîr emprennt* (das Feuer anzündet), dass man aus der

---

[1]) x wie in ich.

[2]) *iə* und *uə* wie in schweizerdeutsch „vier" und „Mueter", *ə* wie in deutsch „sage".

*ſesiu* (Tasse) die Milch zu *trinxə* (trinken) pflegt, dass in der Nacht *d ſtiərna* und der *mânu* am Himmel glänzen, dass auf den *miəntə* der *ziſtə* und auf den *mitwuchu* der *fruontə* folgt, und dass man *achzg, ninzg, hunderzg* zählt.

Ist es zu verwundern, wenn das Macugnager Deutsch vom Italienischen nicht unberührt geblieben ist? Von gewissen lautlichen Erscheinungen will ich nicht sprechen. Viel sicherer sind lexikologische Eigentümlichkeiten zu deuten. Es ist nicht schwer, in dem eben erwähnten *firminangt* das oberitalienische *fülminant (fulminante)* „Zündhölzchen" wiederzuerkennen, das volksetymologisch mit *fir,* „Feuer" in Zusammenhang gebracht worden ist. In dieser Entlehnung äussert sich die kulturelle Abhängigkeit von Italien ebenso deutlich, wie in derjenigen von *kadriəgə,* „Stuhl mit Lehne" (oberitalienisch *kadrega* = *cathedra*). Während die Sense eine deutsche Errungenschaft ist — sie heisst in den italienischen Dialekten des Antrona- und Anzascatals *jgetsa*[1]) (*sägəssə* in Macugnaga) —, ist *d fältſu* (oberitalienisch *fauts*), der Holzgertel, sogar über die Berge ins Wallis gedrungen. Auf Import von Süden her weist hinwiederum *trifəl* für Kartoffel (plural *trifya*). Ich habe mich zu wenig lang in Macugnaga aufgehalten, um die Syntax seines Dialektes eingehend studieren zu können; doch fehlt hier der italienische Einfluss ebenso wenig, wie etwa der deutsche im Engadin oder im Berner Jura, wo „qu'est-ce que c'est pour un homme-là", „attendre sur qqn" und ähnliches gäng und gäbe ist. So setzte Frau Pala regelmässig das Objekt hinter das Verbum, also etwa *tsettə ds hew* (das Heu zetten), und wenn sie sagen wollte, sie spreche ein Wort gleich aus wie ich, so bemerkte sie: (ich sage) *wi sägət ir* = come dite voi.

Ich wäre gerne noch lange bei der freundlichen Frau sitzen geblieben; aber allzuweit durfte ich die Zudringlichkeit doch nicht treiben. So erkundigte ich mich denn nach dem Herrn Gemahl. Der sei bei der Kirche vorn und verteile Salz (Mac. *dər salz,* wohl wieder unter italienischem Einfluss). Da mir das sonderbar vorkam, fragte ich, ob denn der Gemeindeammann hier zugleich Salzverwalter sei. Nein, aber es sei jemand gestorben. Es kostete einige Mühe, bis ich heraushatte, dass nach einem

---

[1]) j wie französisch zu sprechen.

Brauche, der, wie ich später erfuhr, auch anderswo in Oberitalien verbreitet ist, wohlhabende Leute, wenn einer ihrer Angehörigen gestorben ist, Salz unter die Armen des Dorfes verteilen lassen. Wie ich nun den Fussweg nach der Kirche einschlug, begegneten mir Kinder, alte Männer und arme Weiblein, die alle mit gefüllten Zwilchsäcklein daherkamen. Herrn Pala traf ich, neben einer grossen Kiste stehend, in der er eben die letzten Reste des kostbaren Minerals zusammenscharrte. Ich erzählte, dass mich sein alter Lehrer vom Collegio in Domodossola hergeschickt habe; wir brachen auf, und bald war die sonderbarste Unterhaltung von der Welt im Gang. Herr Pala hatte in der Schule und am Gymnasium ein bisschen Hochdeutsch gelernt; damit putzte er nun seinen Macugnager Dialekt auf, dass er einem Bauernmädel in Balltoilette glich. Ich selbst wusste nicht recht, sollte ich schweizerdeutsch oder, um höflich zu erscheinen, hochdeutsch sprechen. So kam zuletzt ein Mischmasch zustande, das demjenigen meines Begleiters nicht allzu unähnlich war. Nun komplizierte sich die Situation noch dadurch, dass Herr Pala zugleich einem italienischen Arzte Auskunft zu geben hatte, der ein Stück Land von ihm erwerben wollte. Eine ähnliche Szene spielte sich am Nachmittag ab, als es sich darum handelte, auf dem verkauften Stück Land die Marksteine zu setzen und die Verhandlungen mit einem alten Gomser Bauer zu führen, der ein Wegrecht abtreten sollte. Der meinte wohl, weil ich so eifrig mithalf, flache Steine zum *„Marchen“* zu suchen, den kleineren „Zeugen“ neben den höhern Markstein zu setzen und, wie's der Brauch ist, darauf zu achten, dass der Markstein nach Süden und der „Zeuge“ nach Norden zu liegen kam, ich gehöre zu den Käufern. So bemerkte er plötzlich *„dä da cha ditsch“* und setzte mir ausführlich auseinander, warum er lieber einen Streifen Land statt eines Wegrechtes abtrete. Eines gab das andere. Ich erfuhr, dass der reiche *sindico* (Gemeindeammann) ebenso gut *Kütsche* fahren könnte wie mancher Fremde, dass er aber lieber arbeite und in allen Dingen sehr geschickt sei. Und ich erfuhr, wie die Leute im Dorfe verschwenderisch geworden seien, wie einer, wenn er im Tal unten zu tun habe, gleich meine, er müsse zu Wagen hinfahren. Dazu werde man ihn, den dreiundachzigjährigen Lagger, nie bringen. Noch jetzt gehe er *magari* nach Pontegrande zu

Fuss, und vor Zeiten habe er an den Markttagen die Reise nach Domodossola mit 80 Centesimi in der Tasche gemacht (hin und zurück zwei gute Tagereisen). Deswegen habe er's, der arme Verdingknabe, auch zu etwas gebracht. Da steigen die Fremden auf die Berge und auf die Gletscher und sagen, wie das schön sei — dabei zeigte er hinauf zu den im Nachmittagssonnenglanz strahlenden Firnen, die sich vom tiefblauen Himmelsgrunde abhoben —; darum habe er sich freilich nie gekümmert, und eine gewisse Überlegenheit sprach aus dem runzligen Gesicht des Alten: die Überlegenheit des Arbeitenden gegenüber dem Geniessenden.

BERN (Fortsetzung folgt) DR K. JABERG

# GEGEN SEIDLS BEURTEILUNG DER PREUSSISCHEN POLENPOLITIK

In Heft 15 dieser Zeitschrift hat O. Seidl aus München einen Aufsatz veröffentlicht mit der Überschrift „Süddeutschlands Widerspruch gegen die preussische Polenpolitik". Nicht Süddeutschland, sondern Herr Seidl höchst persönlich, kommt darin zu dem Schluss, dass die Polen „durch die preussische Reaktion in unerhörter Weise bedrückt werden" und keine Hoffnung haben, „im preussischen Staate ihr Recht zu finden".

Man kann sehr süddeutsch und, wie der Unterzeichnete, sehr freiheitlich gesinnt sein und doch dieses Urteil grundfalsch finden. Gründet es sich doch auf Behauptungen, die geradezu falsch oder wenigstens Verzerrungen der Wahrheit sind. — So spricht Seidl von dem vollständigen Ausschluss der polnischen Sprache vom Unterricht, der Verfolgung polnischen Privatunterrichts; er behauptet, „die Polen hätten sich ganz ordentlich aufgeführt, als es ihnen gut ging"; er spricht die preussischen Polen von der Absicht auf Wiederherstellung eines Polenreiches frei und meint, „das bischen Aufstand von 1848 sei nicht so schlimm gewesen".

Da sei nun zunächst einmal festgestellt, dass in den ostmärkischen Volksschulen, deren Schulkinder nicht deutsch verstehen, zunächst in polnischer Sprache unterrichtet wird; aber